

Preis: 2.50 M. ...

Halleische Zeitung.

Anzeige: Gebühren ...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 595. Halle, Donnerstag 20. Dezember 1894. 186. Jahrgang.

Dienste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernschreiben.)

Hamburg, 20. Dezember. Hier ist eine Falschmünzergesellschaft von 4 Personen verhaftet worden.

Wien, 20. Dezember. Der sozialdemokratische Redakteur Schels wurde gestern zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt wegen Anreizung und öffentlicher Beschimpfung der katholischen Geistlichkeit und verschiedener Gebieter in Oberösterreich gegenwärtig der Verhinderung der Arbeiterkassette in Antonienhütte.

Berlin, 20. Dez. Auf dem Braunkohlen-Bergerwerk „Glück auf“ in Rietzen ist, wie der „Neue Südlicher Anzeiger“ meldet, das Maschinenhaus vollständig niedergebrannt ebenso der Förderturm. Die Arbeiter sind zum größten Teil brodlos geworden.

Hannover, 20. Dezember. An einem Neubau ist gestern Abend ein Feuer eingeschlagen. Drei verheiratete Arbeiter sitzen bei der Katastrophe in die Zeele und wurden tödlich verletzt nach dem Hospital transportiert.

Budapest, den 20. Dezember. Der Ministerpräsident Dr. Wekerle und der Handelsminister Lufacs sind gestern Abend nach Wien abgereist.

Berlin, 19. Dez. (Kammer der Reichstagen.) Bei Beratung des Budgets erklärte der Finanzminister, die Regierung habe keineswegs die Absicht, irgend welche Auflagen auf ausländische Creditoren zu legen, sie werde aber eine mäßige Steuer auf fremdes Mehl beantragen.

London, 20. Dezember. Wie die neuesten Berichte von ostasiatischen Kriegsausläufe melden, ist es den Japanern gelungen, der chinesischen Flotte die Küstengewässer abzusperren. Die japanische Flotte ist bereits vor dem Thronen Taus, das von der Land- und der See-Flotte zugleich angegriffen werden soll.

Paris, 20. Dezember. Die von dem Minister des Auswärtigen ernannte Commission zur Verteilung der Entschädigung für die Opfer von Agnes Wortes hat ihren Bericht veröffentlicht. Danach kamen 739 000 Lire aus Sammlungen und der französischen Entschädigungen zusammen. 206 000 Lire sind verteilt und 433 000 Lire für die Gründung eines internationalen Wohlfühlvereins in Marseille bestimmt.

Lissabon, 20. Dezember. Die Verhaftung der königlichen portugiesischen Eisenbahngesellschaft beschloß gestern die sofortige Zahlung des ersten Coupons für 1894. Der Betrag ist bereits in Paris eingetroffen.

Petersburg, 20. Dezember. Der Ackerbauminister Jermoloff hat dem Kaiser einen Bericht unterbreitet, in welchem Maßnahmen zur Hebung der Landwirtschaft vorgeschlagen werden.

Wien, 19. Dezember. Die Deputiertenkammer lehnte nach heftiger Diskussion mit 63 gegen 45 Stimmen die Vorlage ab, nach welcher ein Teil der Korinthischen zurückgegeben werden soll.

Deutsches Reich.

Gestern Vormittag nahm der Kaiser den Vortrag des Chefs des Geheimen Kabinetts entgegen. Um 11 Uhr 10 Minuten hatte der kaiserlich russische General Smetichin, welcher mit der Notifikation der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus II. von Rußland beauftragt ist, beifalls Ueberreichung des bejaglichen Schreibens die Ehre des Empfanges. In Begleitung desselben befanden sich: der Sohn des Generals, Hauptmann in russischen Leib-Garde-Infanterie Regiment Smetichin, sowie der Militärattaché der kaiserlich russischen Botschaft, Prinz Smetichin. Der kaiserliche Sekretär des Auswärtigen, Staatsminister von Bismarck, sowie der Kaiserin bei. Auf dem Bahnhof der Wilhelmsstation wurde General Smetichin durch einen Militärattaché des Kaisers empfangen und nach dem Neuen Palais geleitet, woselbst auf dem Sandhof eine Ehrenkompanie des Leib-Infanterieregiments mit der Fahne und der Musik aufgestellt war. Nach der Audienz verließen die genannten Herren zur Frühstückerstunde im Neuen Palais. — Mittwoch Abend gedachte der Kaiser nach Berlin zu fahren und die Vorlesung im Hof-Opernhause zu besuchen.

Saut in Berlin zurückkehrenden Gerichten habe Kaiser Wilhelm dem Kaiser gegenüber den Wunsch geäußert, Graf Schmalow auch seinen Wirkungskreis in Berlin beibehalten.

Es wird der „Nack. Korresp.“ aus zuverlässiger Quelle berichtet, daß der preussische Reichstag am 8. Jan. der, ob demselben Tage, an welchem auch der Reichstag seine Sitzungen wieder aufnimmt, eröffnet wird. Der Grund einer frühzeitiger Einberufung des Reichstags liegt hauptsächlich in dem Wunsch, den Staatshaushalt diesmal rechtzeitig festzustellen.

Die „Nat. Ztg.“ protestiert in einem energisch gehaltenen Leitartikel gegen das Verbot der Erhöhung des Reichsanzwärtlers, welches von einigen Seiten folpertirt worden ist, und meint, daß von sozialpolitischen Gesichtspunkten eine solche Erhöhung unzulässig werden müßte. Ferner spricht die „Nat. Ztg.“ dem Präsidenten des Reichstages gegenüber das Vertrauen aus, er werde die Resolution, betreffend Verhinderung der Disciplinar-Gewalt des Reichstagspräsidenten, nicht verwerfen lassen.

Entens des Auswärtigen Amtes wird lebhaft nach dem Ausbruch des Reichs gefordert, auf welchem Abgeordnete und Journalisten die allgemeine Mitteilung gemacht wurde, daß dem neuen Reichsanwalt der Gehaltsanfall aus dem Kaiser. Dispositionsfonds gedeckt werde. Man ist in besterhaltenen Streifen der Ansicht, daß dem Reichsanwalt jener Streich nur von einer unterrichtet.

Berlin aus seiner nächsten Umgebung geschildert sein kann. Nach Lage der Umstände ist es fraglich, ob das eingeleitete Ermittlungsverfahren ein positives Ergebnis zeitigen wird.

Eine merkwürdige Doppelfeste feiert die „Woff. Zeitung“; je nachdem es sich um den Reichstag oder die Wörte handelt, gestalten sich ihre Empfindungen ganz anders. In der gestrigen Morgennummer beschäftigt sich der erste Artikel mit der Ablehnung des Budgets, die Straferfolgung des Abg. Reichardt während der Dauer der Session ihren Fortgang nehmen zu lassen; da heißt es: Wir glauben, die große Staatsaktion wird ausgehen wie das Hornberger Schießen. Wird aber die Regierung, ob die Geschäftsordnung geändert werde oder unverständlich bleibe, noch eine Weile behaupten, gegen deren Verbot und gegen einen Abgeordneten nach Schluß der Session vorzugehen? Wir glauben, daß die Regierung selbst ihren Gedanken aufzugeben hat. Und sie hat recht daran gethan u. s. w.

Wenige Zeilen weiter, in einem zweiten Artikel des demokratischen Blattes, der sich mit den jüngsten Standabänderungen an der Börse befaßt, kann man dann lesen:

Es könnte Niemand Wunder nehmen, wenn nach dem Standabänderungen von Sonntag und dem Restriktionsmaß für nötig hielt, einen Trupp Soldaten an die Börse zu kommandieren, um dort die Ordnung aufrecht zu erhalten, für die die Organe der Börse selbst nicht hinreichend gerüstet haben. Es wird möglich sein, daß die Leute, die sich Geschäftsbürokraten erlauben werden, schamlos die Zustandsanbahn überlistet werden, damit sie die gebührende Strafe erhalten. Doch sie zugleich von der Börse ausgeschlossen werden, ist eine Strafe, die höchst offensichtlich ohne Bezug das Höflichkeitssymbol und das Vorkommenssymbol unterziehen werden.

Im Ausföhrungen gegen die gute Seite, um Verhältnisse gegen Ordnung und Recht behalt es sich an beiden Orten; wie sehr verchieden aber unklar ist das Rechtsgefühl der „Woffischen Zeitung“ in dem einen und in dem anderen Falle!

In der Centrumpresse hat sich ein Streit erhoben über die Stellung, welche der verstorbenen Minthorft in früheren Jahren zu der Fraue der Bekämpfung der Sozialdemokratie eingenommen hat. Wir können zur Aufklärung dieser Meinungsverschiedenheiten feststellen, daß Minthorft allerdings stets Gegner eines Ausnahmengesetzes gegen die Sozialdemokratie war und zu denjenigen seiner Parteigenossen gehörte, welche dem Sozialismus zugestimmt haben. Dagegen hat er wiederholt die Notwendigkeit einer Verhinderung des gemeinen Rechts gegen die Gefahren anerkannt, welche durch das Sozialistengesetz getroffen werden sollten, und auch ganz bestimmte Vorschläge in dieser Richtung gemacht. Bekannt ist seine Einlassung aus dem Jahre 1884:

„Im Erwägung, daß das Sozialistengesetz nach der ursprünglichen Absicht der verbandelten Regierungen wie der Majorität des Reichstages eine dauernde Institution nicht werden sollte, möge der Bundesrat dem Reichstag einen Gegenentwurf vorlegen, welcher das gemeine Rechtsgefühl nicht abändert oder ergänzt, als es dessen bedarf, um den Staat und die Gesellschaft nachhaltig und dauernd vor den besonderen Gefahren zu schützen, deren zeitweilige Abwehr das vorgenannte außerordentliche Gesetz zweckt hat.“

Minthorft würde ohne Zweifel gegen den jetzt vorliegenden Gegenentwurf nicht viel einzuwenden gehabt haben. Bei seinem mächtigen Einfluß in der Partei würde sicherlich auch das Sozialistengesetz mit Unterstützung eines Teils des Centrums nicht so lange bestanden haben, wenn er nicht innerlich damit einverstanden gewesen wäre.

Waghaupten zur Hebung der Spirituspreise. Herr Julius Rachmann-Hamburg erklärt in der gestrigen Abend erdienenen Ausgabe der „Zeitschrift für Spiritusindustrie“ im Anschluß an das bekannte Projekt folgende Erklärung:

„Im Widerspruch vorzubringen, modifiziert ich meine Dichte vom 14. d. M. dahin, daß — sofern der volle Betrag von 7500 000 Mark eingeht — die Verdichtung der 10 Millionen Liter internationalen Branntweins zum Zwecke des Exportes erfolgt und daß ich mich verpflichte, die Verdichtung und den Export dieser 10 Millionen Liter spätestens bis zum 1. Oktober 1895 zur Verdichtung der vorgeschriebenen Conventionsrate erfolgen zu lassen. Diefelbe kommt ebenso wie die Verdichtungsrate, Exportverpflichtung nur dann in Wegfall, wenn der Preis der 85 Höfenanlagen vom 16. Januar bis Ende März 1895 nicht unter die garantierte Minimalhöhe von 35 Mark (resp. 34 1/2 M. Durchschnittspreis) pro Hektoliter gesunken ist.“

Die Redaktion des genannten Fachblattes begleitet das Projekt mit einer Empfehlung, in welcher zuerst die Erklärungen abgedruckt werden, daß die früheren Unterhandlungen sowohl auch kaiserlichen Gerichten, wie auch in der Verfassung, den Gehalt nicht unangenehm werden, fallen gelassen wurden. Es wurde damals geltend gemacht, daß der den Brennert aus dem Rachmannschen Vorschlage ermachende Nutzen nicht groß genug sei, um ein so umfangreiches Unternehmen einzuleiten. Dieser Einwand ist in dem neuen Plane dadurch beseitigt, daß der garantierte Preisstand um 1 1/2 Mark höher angelegt worden ist, als bei den früheren Offerten. Damals wurde für die Monate der Garantiefrist ein Minimalpreis für die höchste Berliner loco ohne Zoll-Fuß von 34 Mark in Aussicht gestellt, während neuerdings ein Preis von 35 M. gewährleistet werden soll. Ferner glaubt man, daß die Produktionsvermehrung allein genügen würde, die Preise zu heben und daß die Reichstagsvorlagen wohl bestanden werden. Da sich jedoch durch die frühe Einberufung des Reichstags die produktionsvermehrung Maßnahmen der Regierung hinauschieben und anderen wichtigeren Aufgaben, hintangestellt werden müssen, so könne eine Einwirkung nur zu einer Zeit stattfinden, wo die Mehrzahl der Produzenten keinen Nutzen mehr davon hat.

Die „Köln. Volksztg.“ veröffentlicht einen Auszug aus einer Denkschrift der Bischöfe an den Grafen Caprivi. Nach dem Auszuge richtet sich die Denkschrift hauptsächlich gegen das unzulässige Professorenthum, sowie gegen die unbillige Litteratur und verlangt härteren Schicksal dagegen. Von der Sozialdemokratie ist darin nur gelegentlich die Rede. Der „Auszug“ — den die „Köln. Volksztg.“ wahrheitsgemäß in extenso dolchträgt — ist gesteuert keinen außerordentlichen Schluß auf den wirtlichen Inhalt der Denkschrift. Es ist anzunehmen, daß der „Auszug“, der zuerst die bischöfliche Denkschrift erwähnt, den „Auszug“ der „Köln. Volksztg.“ demnach ergänzt. Uebrigens plagen gut katholische Blätter die Emulationen der „hochwürdigen Herren Bischöfe“ gewöhnlich in extenso ihren Lesern mitzuteilen. Merkwürdig, daß die „Köln. Volksztg.“ dieses Mal auf einen „Auszug“ sich beschränkt. Sie wird wohl wissen, warum!

Die dem Reichstage nunmehr zugegangenen Rechnungsergebnisse der Berufsangehörigen zeigen, daß im Jahre 1893 für Zwecke der Unfallversicherung insgesamt 58,8 Millionen gegen 52,6 Millionen im Jahre 1892 ausgegeben worden sind. Die Gesamtsumme der gezahlten Entschädigungsbeträge beläuft sich auf 85,1 Millionen, gegenüber 82,3 im Jahre 1892, 26,4 im Jahre 1891, 20,3 im Jahre 1890, 14,4 im Jahre 1889, 9,6 im Jahre 1888, 5,9 im Jahre 1887 und 1,9 im Jahre 1886. Die Entschädigungen sind also in einem Zeitraum von 8 Jahren auf das Zwanzigfache des Betrages des ersten Jahres gestiegen. Die Gesamtausgaben für Unfallversicherung beliefen sich im Jahre 1886 auf 10,5 Millionen, 1887 auf 19,7, 1888 auf 26,9, 1889 auf 35,2, 1890 auf 52,3, 1891 auf 46,7, 1892 auf 52,6 und 1893 auf 58,8 Millionen. In dem nächsten Jahre wird gewiß wieder Rechnungsergebnisse der Berufsangehörigen vorliegen, hat also die Ausgabe für staatliche Unfallversicherung bereits die Summe von 285,6 Millionen erreicht. Bekanntlich werden die Beiträge für die Unfallversicherung lebhaft von den Arbeitgebern aufgefaßt. Und das sind tiefelnden Arbeiter, welche von den auf Kosten der Arbeiter lebenden sozialdemokratischen Agitatoren als „Ausbeuter des arbeitenden Volkes“ hingestellt werden!

Der gestern gemeldete Vorschlag, die beinahe als permanent zu bezeichnende Beschäftigungslosigkeit des Reichstages durch eine Herabsetzung der Beschäftigungsfrist auf zu paralisieren, ist wohl kaum getraut, dem Uebel zu steuern. Würde die Beschäftigungsfrist herabgesetzt, so wäre die Gefahr, daß die Herabsetzung mit einer Vermehrung der Vernachlässigung der Mandatspflicht wirkte. Heute genügt sich doch noch einige Abgeordnete, den Sitzungen fernzubleiben, in denen es keine Abstimmungen giebt. Fortan würden sie für erlaubt halten, nach Belieben zu fehlen. Auch in dieser Beschäftigungsfrage wird uns, wie herkömmlich, das englische Muster vorgehalten. Im englischen Parlament mit seinen über siebenhundert Mitgliedern genügen allerdings bereits 40 Anwesende, um ein beschließendes Haus zu erröndigen. Aber jenseits des Kanals giebt es keine parlamentarischen Uebertragungen wie bei uns. Mehrheit und Minderheit liegen fest und es wird dafür gesorgt, daß sie sich auch bei sehr scharfer Bekämpfung des Hauses ebenso zu einander verhalten, wie wenn das Haus voll besetzt wäre. Der Sprecher, der einige Vertreter der Mehrheitsinteressen, hat jedoch in der Geschäftsordnung die Mittel, um etwaige Ueberempfindung durch eine Zufallsmehrheit von Gegnern zu verhindern. Bei uns ist von allem nicht die Rede. Gerade in der Kompliziertheit unserer vielgliederigen Parteiverhältnisse liegt die moralische Notwendigkeit für jeden Abgeordneten, seine Pflicht in jedem Augenblick zu thun, und eine Verletzung gegen diese Obiegenheit ist deshalb bei uns von größeren Folgen als anderwärts begleitet und zieht hiernach mit Recht unter der schärferen kontrollierenden Hand der Majorität. Es müßten Strafen für unentschuldigtes Ausbleiben verhängt werden können, etwa die ausdrückliche Anweisung der bei Namensaufrufen Fehlen in der nächsten Sitzung unter Verweisung des Bedauerns über die Pflichtverletzung. Daß aus dem Namensaufruf selber hervor geht, wer abwesend gewesen, das genügt noch nicht; das Ergebnis des Namensaufrufs pflegt von den Wählern nicht abgedruckt zu werden. Sollen wirklich neue Disziplinarbestimmungen für den Präsidenten bewilligt werden, so würde es sich empfehlen, nach der bezeichneten Richtung hin ebenfalls etwas zu thun.

Bei der Abstimmung über den Antrag der Geschäftsausschusskommission bezüglich der Straferfolgung gegen den Abg. Vietz sind 143 Abgeordnete mit Ablehnung ohne Geschäftsausschuss gefaßt, kaum waren acht, beurlaubt 10, entzogen 13 Abgeordnete.

Die Sozialdemokraten wollen die Reichstagsferien zu nutzen, wie die „Köln. Volksztg.“ zu melden weiß, um im ganzen Reich Brodtagessammlungen gegen die Umhurzvorlage zu veranstalten.

Dem Reichsoberhof. Die Berliner Geschäftsausschusskommission hielt gestern Abend eine Sitzung ab, in welcher die vorläufige Abrechnung über die Einnahmen der Ordnung zum Verbot vorliegt. Eingegangen sind insgesamt Mk. 155 148. —, ausgegeben Mk. 143 735. —. Es wurde ferner gefaßt, daß von außerhalb die Einnahmen sehr reichlich geflossen seien. So habe beispielsweise Hamburg nur Mk. 160 — eingeworfen. Ferner wurde mitgeteilt, daß noch 152 Bauarbeiter ausgespart seien. Gegen den neuerwählten Arbeitsnachweis der Vereinigten Bauereien wurde Stellung genommen. Diefelben ausgesparten Arbeiter, welche sich durch die Einnahmen sehr reichlich geflossen seien. Der Verbotsoberhof kritisierte nach wie vor; entsprechende Milderungen liegen unrichtig.

Mit der Verarbeitung von Wäßen zur Interregierung haben sich in der Kammer 1893/94 in Deutschland 405 Fabrikanten beschäftigt, vier mehr als in der vorhergehenden Kammer. Es sind 16 614 Arbeiter (16 614 532 So. (1892/93) 9 940 So. Wäßen, und hiervon waren etwa 12 pCt. von den Fabrikanten selbst genommen und 33 1/2 pCt. von den Aktionären vertrieben geliefert. Die verarbeiteten Wäßen sind geerntet worden auf 386 481 Hektar



(Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Kapitäns.

[28] Roman von G. Rosenthal-Bonin.

Der Mann ließ auf den Befehl die Drehscheibe fahren, das Schiff sprang und schwankte. Fris sprang mit Hast an das Rad.

Der Kapitän legte sein Doppelfernrohr nieder, Holle nahm es zögernd auf und folgte dem seiner Tochter zureitenden Kapitän einige Schritte.

„Kapitän Hoorn“, flüsterte er mit rauher Stimme und zitternden Lippen, „ich habe Ihnen einige Worte zu sagen.“

„Das hat Zeit, bis wir in Messina sind, jetzt giebt's anderes zu thun, das sehen Sie!“ antwortete der alte Kapitän unwirsch.

„Es hat nicht Zeit, Kapitän“ warf der junge Mann dagegen ein, „durchaus nicht Zeit; es ist eine Sache von der größten Wichtigkeit.“

„Sehen Sie den Himmel an“, unterbrach Hoorn, der glaubte, Holle wolle wieder, durch Eiferfucht angefaßt, eine Scene auf-führen und ihm einen Brang in Bezug auf Gilda abpressen. „Es ist vier Uhr, der Himmel voll Dunst — wir sind in der Nähe der Eparis (Inseln), da wollen Sie mir mit Frauenzimmer-geſchichten kommen? Achten Sie auf Ihren Dienst, das rathe ich Ihnen!“

Holle schleuderte das Fernrohr zu Boden, daß es zerschmetterte. „Ich werfe Ihnen den Dienst vor die Füße“, knirschte er, „führen Sie Ihr Schiff meinetwegen zur Hölle! Sie wollen es nicht hören, aber Sie müssen es hören, und wenn Sie mir jetzt nicht sofort, bevor das Unwetter noch losbricht, in die Kajüte folgen, Sie und Ihre Tochter, schreie ich es über das ganze Schiff. Es betrifft den „Lohengrin“, und der Kapitän Steen wird sich hüten, sein Verbrechen dem Echo der Winde auszu-sprechen.“

Kapitän Hoorn schrak zusammen und warf einen seiner dunklen Blicke auf den Sprecher.

„Wenn es das ist, gut! Der zweite Steuermann soll an's Steuer und Bestaluz das Kommando übernehmen. Wozu braucht aber meine Tochter anwesend zu sein? Das sind doch keine Worte für Frauenohren“, fügte der Kapitän hinzu.

„Es ist wichtig, daß Ihre Tochter dabei ist“, beharrte Holle. „Nicht Sie, sondern Ihre Tochter ist jetzt die Hauptperson, von ihrer Entscheidung hängt alles ab.“

„Gilda!“ rief da der alte Kapitän zum Bußsprüt und winkte der Tochter, ihnen in die Kapitänskajüte zu folgen. Theresie stieg bleich und zitternd gleichfalls hinab.

„Wahre Dicht!“ flüsterte sie ihrem Bruder angstvoll zu. „Handle nicht wie ein wüthender Knabe, ertrage, sei ein Mann, verbirb uns nicht beide!“ schloß sie, ihres Bruders herabhängende Hand ergreifend und sie krampfhaft drückend; dann begab sie sich, das Herz von einer Centnerlast bedrückt, kaum fähig, vor Angst und Erregung sich aufrecht zu erhalten, in ihre neben der Kapitänskajüte gelegene Kojte.

In dem uns bekannten, wenig großen Raum war es schon finster, und der Schiffsjunge hatte die Ruggelampe oben in der Decke angezündet, sie schaukelte von der Bewegung des Schiffes. Jetzt standen in dem schwankenden fahlen Lichtschein sich Holle und Gilda gegenüber, und der alte Kapitän, wie um sie zu schützen, neben seiner Tochter. Alle drei sahen bleich und ernst aus, auf Aller Gesichter lag eine unheimliche Spannung, und das dumpfe Geräusch der abrollenden See und das plötzliche Anknallen der hohlen, sich brechenden Wellen an der Schiffswandung schien die Melodie zu den Empfindungen der drei Personen, die da zum entscheidenden Kampf gerüstet — wie sie das wohl fühlten — einander gegenüberstanden, abzugeben.

„Ich werde in wenigen Minuten mit dem, was ich zu sagen habe, fertig sein“, begann Kapitän Holle in erkünstelter Ruhe.

„Fräulein Hoorn, möchten Sie Ihren Vater, den Kapitän Steen, im Zuchthaus sehen?“ wandte er sich an Gilda.

„Schweigen Sie, oder ich schieße Sie nieder, wie einen Hund!“ rief Hoorn und sprang auf Holle zu.

„Ja, schießen Sie nur!“ riefte dieser. „Wird Ihnen viel nützen! Wir werden verfolgt, meine Schwester hat mir diese Botenschaft gebracht, man ist uns von Bremen und Stettin aus auf der Spur. Schießen Sie nur, dann sind Sie nicht nur Besträger, sondern auch Mörder und vom Zuchthaus wandern Sie dann auf's Schaffott!“

Der Kapitän schlug mit den Händen gegen seinen Kopf und taumelte zurück.

„Fräulein Hoorn“, richtete Holle jetzt von neuem seine Worte an Gilda, „wollen Sie mit mir, meinetwegen auch mit Ihrem Vater und mir, fliehen, zuerst nach Indien, wir haben ja ein eigenes Schiff unter den Füßen — aber ohne den Steuermann — wohlgemerkt — der kommt mir vom Schiffe!“

„Niemals!“ schrie Gilda, „nie! Lieber mit meinem Vater in's Zuchthaus, als mit Ihnen im Paradiese, Sie Scheusal!“

Holle zuckte wie von einer Natter gebissen zusammen, dann richtete er sich mit einem Auck seltsam steif auf.

„Ich weiß, warum“, sprach er jetzt mit eigenthümlicher Ruhe und starrem, abschaflem Gesicht, und seine Augen glühten wie Kohlen. „Ich weiß, warum!“ wiederholte er. „Ich bin ein Scheusal, gut. Sie sollen sehen, daß ich auch wie ein Scheusal handle. Ich bin ein Scheusal, weil Sie jenen großen Vurſchen lieben. Ich habe es gesehen, Sie küßten ihn sogar vor meinen Augen, Sie verhöhnten mich wie einen Schulbuben. Gut, das war Ihr Wille. Nun, Fräulein Hoorn, Sie, Sie haben mich zum Verbrecher gemacht, Ihrewegen bin ich der Helfershelfer eines Betrügers, Ihres Vaters, geworden, und jetzt lohnen Sie mich so ab! Glauben Sie, daß ich ein zudringlicher Hund bin, den man so abjucheln kann, mit einem Stochbieb fortzuschicken kann? Da sind Sie im Irrthum, Fräulein! Ich wiederhole nochmals, Fräulein Hoorn, Ihrewegen, aus Liebe zu Ihnen habe ich Ihrem Vater bei dem Verbrechen — es betrifft den „Lohengrin“ — geholfen, bin ich ein unehrlicher Mensch geworden und habe Jahre lang den Fluch, den Kummer getragen, und Sie verweigern jetzt, mit uns zu fliehen, Sie verweigern mir meinen Lohn dafür, daß ich mich der Hölle überließerte. Sie verweigern, mein Weib werden zu wollen, verweigern es auch dann, wenn ich Ihnen Zeit gegeben habe, zu sagen, daß ich kein schlechter Mensch bin, es nur eine Zeit lang, von Ihnen verblendet, gewesen bin.“

„Lieber todt, als Ihr Weib, lieber lebendig ins Feuer, als Ihnen folgen, und wenn Sie mir zeigten, daß Sie ein Engel des Himmels wären, würde ich Sie verabscheuen!“ schleuderte ihm Gilda haßerfüllt entgegen.

„Lieber todt als mein Weib — Sie haben es gesagt“, sprach Holle mit starrer Ruhe. „So soll es geschehen, erst Sie und dann ich. Lebend verlassen wir die Kabine nicht. Sie haben mir die Seele gemordet, kalt, grausam, jetzt sollen Sie auch mit mir in die Hölle fahren!“ Und er zog die Hand aus seiner Seitentasche. Ein Revolverlauf schimmerte im Lampenlicht.

„Hilfe!“ gesten da die Stimmen von Theresie und Gilda. „Hilfe! Hilfe!“ freischrien sie. Ein Schuß krachte, noch einer; ein heftiger Donnerchlag, dem ein greller Blitz vorausgegangen war, machte das Schiff zittern.

Der „Neptun“ war von Dunst umlagert, die Wolken schienen auf dem Meere zu liegen, es war finster wie bei einbrechender Nacht. Dabei war die Luft still, die Wellen hüpfen seltsam und das Schiff tanzte fast dämonisch lustig. Man hatte die Laternen angezündet und läutete ununterbrochen mit zwei Glocken. Alle Aufmerksamkeit mußte auf die Bedienung des Schiffes gerichtet sein, damit man den Kurs innehielt; unaufhörlich gingen die Lote im Wasser und nach der Messung richtete sich Kommando, Dampfgebung und Steuerung.

Da erschallten die durchdringenden Hilferufe der Mädchen, es erkönten die Schiffe.

„Mate!“ schrie Fritz, den ersten Matrosen am Arme fassend, „bleiben Sie hier, halten Sie stets Kurs, nicht eine Sekunde West!“ rief er in athemloser Hast und stürzte dann in die Kajüte hinunter.

Er riß die Thür auf! Der Raum war mit Pulverdampf erfüllt und nichts als das matte Licht der Lampe zu sehen.

„Hinaus, Schuft!“ scholl ihm die Stimme Holle's entgegen, „oder Sie fahren mit uns zur Hölle hinab!“ Ein Schuß bligte auf, Fritz fühlte einen heftigen, heftigen Riß am Ohre und dann warmes Blut an seinem Halse herunterlaufen. Auch er war bewaffnet; seitdem der junge Kapitän ihn so angefallen, hatte er stets einen Revolver bei sich. Er zog ihn aus seiner Bluse.

„Fritz, Fritz, retten Sie uns vor einem Wahnsinnigen! Lieber Fritz, retten Sie uns!“ hörte der Eingedrungene angstvoll jammernd Gilda's Stimme, zugleich schlangen sich zwei weiche Arme von rückwärts um seine Brust und Theresen's Stimme rief, fast schreckgelähmt, in sein Ohr: „Um Gottes willen, lassen Sie die Waffe fort — gehen Sie fort — er ist ja wahnsinnig, er mordet auch Sie!“ Angst und Schluchzen ersticken ihre Worte.

Fritz wollte sich aus der Umschlingung des Mädchens befreien. Es fielen von neuem Schüsse, er fühlte einen heftigen Schlag an seinem Arm und merkte, daß auch seine Waffe sich entladen. Es schwindelte ihm, er hörte einen dumpfen Fall, dann schmerzliches Stöhnen und wurde rückwärts aus der Kabine gezogen.

Zwei Matrosen und Therese trugen ihn die Treppe hinauf. In der frischen Luft oben, begossen von kaltem strömendem Regen, ließ seine Betäubung nach, er ermunterte sich gewaltsam und trat, kaum eines klaren Gedankens mächtig, an seinen Posten. Er ließ es ruhig geschehen, daß Therese um seinen durchschossenen Arm, aus dem das Blut gewaltig hervorquoll, Tücher wand und fest presste. Er nahm verwirrt sein Kommando auf.

„Wo?“ rief er dem Mate zu. Dieser zeigte auf die Karte. „Ost, ganz Ost!“ schallte das heftig ausgestoßene Kommando aus Fritz' Kehle.

Das Steuer drehte sich knarrend und girrend und das Schiff machte achzend und dröhnend eine Wendung. Der Regen hatte aufgehört. Die stummen Blitze folgten sich ununterbrochen mit unheimlich aufleuchtender Helle.

Das Meer hatte sich in eine phosphorartige, grünlich-weiße Feuerfluth verwandelt — das war die Erscheinung des südlichen Meeresleuchtens; weiße Feuerströme umtanzten das Schiff und Millionen weißer, unheimlich still-heiter glänzender Fünkchen hingen und tropften von ihm herab. Der „Neptun“ arbeitete in einer kalten Feuermaße und ließ weiße Meeresfeuerwülste hinter seinem Steuer zurück, indes eine blaße Klammenwoge an seinem Bug zischend und brausend sich aufbäumte. Er fuhr mit voller

Kraft und die Mannschaft arbeitete still und gespannt; von dem bläulich erleuchteten Dunst umhüllt, hatten ihre Gesalten und ihre Bewegungen etwas Gespenstisches.

Stromboli blieb hinter dem „Neptun“ zurück, man sah die Insel nicht mehr, nur ihr Gluthschein schwebte noch oben am Horizonte.

Blötzlich erschütterte das Schiff ein furchtbarer Stoß, es dröhnte und knirschte grauenhaft, das Fahrzeug zitterte und erbebte wie ein zu Tode verwundetes Thier — und ward dann still wie ein sterbendes Weien.

Ein Aufschrei der Mannschaft erhob sich gleichzeitig mit diesem Schlage, dann ertödete das mächtige Herausziehen des Dampfes und gellenden Getöse der Dampfpeise jedes andere Geräusch.

„Feuerlösch!“ kommandierte Fritz. „Schließt die Säbne, wir sitzen fest!“ fügte er schmerzlich hinzu. „Mannschaft die Bagage auf Deck!“ befahl er, dann eilte er hinunter in den Maschinenraum und darauf in den Kielraum. Dieser stand voll Wasser, das aber nicht höher stieg, weil das gute Schiff eine doppelte Kielung hatte; die untere mußte eine großes Led haben, die obere war durch das Auffahren auf den Felsen nicht eingebrochen. Ihre Kupferverkleidung zeigte eine Wölbung, der Felsen war also ohne Zweifel mit seiner Spitze tief in das Schiff gedrungen, wenigstens drei Fuß weit. Die Metalllage hielt jedoch noch länger aus — wenn das Meer ruhig blieb, noch viele Stunden — es mußte aber für alle Fälle Fürjorge getroffen und Hilfe vom Land erbeten werden.

Fritz eilte auf das Deck zurück, dort traf er Kapitän Hoorn, dieser drückte ihm stumm die Hand, sie zitterte, und der alte Mann meinte:

„Meine Tochter ist verwundet — das Schiff ist verloren“, schluchzte er.

„Was ist mit Holle?“ rief Fritz.

„Ich weiß es nicht.“ Die Mannschaft stand oben am Deck in Reih und Glied, jeder seinen Sach mit Kleidungsstücken vor sich auf dem Boden. Die Boote sind loszuketten und die Rollen glatt zu machen!“ befahl Fritz.

Die Leute folgten seinem Kommando und kehrten dann zu ihrer Bagage zurück.

Es war jetzt elf Uhr Nachts. Der Himmel hatte sich etwas aufgehellt, wie durch einen Flor sah man einzelne Sterne.

In der Ferne schien ein festes, stehendes Licht auf dem Wasser — das mußte der Hafen des Städtchens Lipari sein.

Fritz gab ein weiteres Kommando, und bald darauf krachten drei Kanonenschüsse — der Schall rollte dröhnend über das Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Allerlei-Rauh.

Von Ernst Montanus (Stuttgart).

Wenn der Winter in dem schneeigen Hermelinmantel seinen Einzug hält und überall die Muffs, Pelzklappen und Mäntel hervorgeholt werden, dann ist das „Allerlei-Rauh“, mit dem wir uns wärmen und schmücken, ein passender Stoff der Unterhaltung. Ganz besonders in diesem Winter, in dem allen Modeberichten nach das Pelzwerk an den Straßen wie den Salontoiletten der Damen sich in einer Weise geltend macht, wie schon seit Jahren nicht mehr. In Paris, das ja noch immer für die Mode maßgebend ist, erhalten Ball- und Gesellschaftskleider Verbrämung und Streifenbesatz aus Pelz; in Theatern, Konzerten und auf Ballen werden Sorties in Kragen und Caveseform aus Pelz bevorzugt, und auf der Straße sind Damenpaletots aus Pelzwerk das neueste und feinste.

Ein gar weiter Weg führt von diesen eleganten und kostspieligen Hüllen der Damenwelt rückwärts zu der urprünglichen Kleidung unserer Vorfahren, die gleichfalls aus Fellen bestand und deswegen „rauh“ oder „rauch“ hieß. Die alten „Virenhäuter“ des Nordens trugen aber die abgezogenen Felle mit der wärmenben, weichen Haarseite nach innen, wie das noch jetzt mit der ungarischen „Bunda“ geschieht. Es war schon eine erhebliche Verfeinerung, als man die Haarseite nach außen trug, was dazu führte, die harte und schlecht riechende Innenseite entsprechend zu bearbeiten, d. h. zu gerben.

Bald wurde das Pelzwerk auch schon zu einem Gegenstande des Luxus, so daß die selteneren und kostspieligen Sorten eine Auszeichnung der Reichen und Vornehmen bildeten. Bereits bei den Hunnen und Gothen stolzierten die Eblen in kostbarem Rauhwerk umher. Im alten Rom fand die Pelztracht der germanischen Krieger den Beifall der Stutzer und feinen Damen, und so entstand dort allmählich ein ausgebreiteter Handel mit Pelzwerk, das man zur Staatskleidung erhob. Bei den Germanen scheinen vorzugsweise die Propheten Pelzwerk getragen zu haben, wie aus mehreren Stellen des alten Tacitus hervorgeht, z. B. Germania 13, 1, wo von ihrem „rauhem Mantel“ die Rede ist.

Die alten Deutschen trugen eine Decke aus Fell um die Schultern gehängt, die mittelst einer Fibel oder eines Dornes festgehalten wurde, oder zwei rechteckig zugeschnittene Decken, die, mit der Haarseite nach außen, vorn und hinten über den Körper gelegt und auf den Schultern zusammengeknäht, nach Bedarf auch um die Hüfte gezurlet wurden. Diese Decken waren breit genug, um gleichzeitig die Arme damit zu verhüllen, als Zierrath nähte man buntgeleckte Felle auf. Später wurde die Decke nicht nur über den Schultern, sondern auch zu beiden Seiten bis auf die Armischnallen zusammengeknäht, so daß ein ärmelloser, anschließender Rock entstand.

Zu den Zeiten der Karolinger zog man im Winter über die Kleider einen langen Spenzer von Pelz (pellucium, wäher pelisson, pelisse); Karl der Große trug einen Rock von Scharfell oder Fischotter, während seine vornehmen Hofleute mit feinem,

morgenländischen Rauchwerk prunkten. Im 12. Jahrhundert wurde der Mantel mit vielfarbigem Pelzwerk gefüttert, während im übrigen der Pelz vorzugsweise zur Verbrämung der leinenen oder tuchernen Kleiderstoffe diente. Späterhin wurde vielfach ein solcher Aufwand mit Pelzwerk getrieben, daß die besorgte Obrigkeit dem zu steuern suchte. Durchweg vergönnten die strengen „Reiberordnungen“ nur den Patriziern und ihren Ehehälften die Pelzverbrämung und das Belegen der Mähte u. s. w. mit Pelzstreifen. Mäntel von Hermelin und Zobel durften nur die Herrscher tragen, und auch die bischöfliche Tiara wurde oft damit verziert.

Heutzutage darf Jedermann die Pelze tragen, die ihm gefallen und — die er bezahlen kann, aber immer noch spielen in der Garberobe von Fürstlichkeiten Kleidungsstücke aus Pelzwerk eine hervorragende Rolle. Das klassische Land der Pelze ist Rußland, und als das Ideal alles Rauchwerks darf wohl der „Kronzobel“ gelten, dessen Ausfuhr verboten ist. Jedes Stück wird mit dem kaiserlichen Siegel gezeichnet; nur Mitglieder der kaiserlichen Familie dürfen dies Pelzwerk tragen. Nach dem blau-schwarzen russischen Zobel kommt der braun-schwarze kanadische; in dritter Reihe steht die feine Kamtschatka-Otter, braun-schwarz mit weißen Spitzen. Silberfuchspelze kosten 6500 bis 9000 Mk. das Stück.

Einen ganz herrlichen Pelz besitzt der Kaiser von Oesterreich; das auf 16 000 Mark geschätzte Stück ist ganz mit amerikanischem Zobel gefüttert. Die Kronprinzessin-Wittve hat einen nicht minder kostbaren Nadmantel aus allerfeinstem Sealfin und mit Futter aus amerikanischem Zobel, und als die Erzherzogin Marie Valerie von Oesterreich sich 1890 mit dem Erzhzog Franz Salvator von Oesterreich-Toskana vermählte, schenkte ihr Czar Alexander III. eine Pelzgarnitur von blauem Fuchs, deren Werth auf 50 000 Mk. veranschlagt wird.

Natürlich sind die Preise des Pelzwerks starken Schwankungen unterworfen, die mit den Launen der Mode, dem Ertragniß der Pelzthierjagden im hohen Norden und verschiedenen anderen Umständen zusammenhängen. Beispielsweise war Hermelin in den letzten Jahren wegen mangelnder Nachfrage und wegen der Leichtigkeit, diese Sorte Rauchwerk zu fälschen und nachzuahmen, stark heruntergegangen, während neuerdings die Preise rasch wieder steigen, da gerade der Hermelin gegenwärtig — neben Persiana, Astrachan, Karakul, Zobel, Nerz, Stumts, Wiber und Marber — in den für die Mode tonangebenden Kreisen ganz besonders bevorzugt wird.

Im Allgemeinen kostet ein Fell erster Qualität des in Kamtschatka heimischen schwarzen Fuchses 1600 bis 4800 Mark, so daß ein mit Schwarzfuchs gefütterter Mantel sich gewöhnlich auf 40 000 Mark stellt. Der Preis für Felle von Blaufüchsen schwankt von 400 bis 2000 Mark; ein Mantel kommt auf etwa 20 000 Mark. Das Fell des sibirischen Wibers kostet zwischen 1600 und 4800 Mark, ein Mantel 24 000 bis 32 000 Mark. Vom schwarzen Zobel kostet der Besatz eines Mantels etwa 20 000 bis 24 000 Mark. Zu den billigeren Pelzen gehört noch die sibirische Otter, von der man einen einfachen Pelzrock schon für 4800 Mark bekommt.

Wir wollen diese Anführungen nicht noch vermehren; sie genügen schon, um zu zeigen, daß die feineren Sorten Pelzwerk durchgängig sehr theuer sind, und dadurch erklärt es sich, daß es auch an Verjuchen, solche zu fälschen und geringen Pelzen das Aussehen von echten zu geben, nicht fehlt. Häufig werden minderwertige Pelzsorten auf chemischem Wege gefärbt. So ist z. B. dunkelhaariger Zobel gefärbt als hellfarbener; man färbt daher helleren Zobel und ihm sehr ähnliche Felle dunkel. In den letzten zwanzig Jahren sind in Rußland, das solche Massen von Pelzen liefert, die Pelze aus Fuchs, Eisbärfell u. s. w. gegen früher fast um fünfmal theurer geworden. Ein Pelz aus Eisbärenfell, der sonst um 30 bis 40 Rubel erhältlich war, kostet jetzt 150 Rubel und mehr. Dieses erklärt sich, wie kürzlich ein in den russischen Ostseeprovinzen erscheinendes Blatt mittheilte, dadurch, daß einmal die Ausrottung aller mit Pelz bedeckten Vierfüßler in den Wäldern Sibiriens rasch vor sich geht; zweitens die Nachfrage nach russischem Pelz in Deutschland sehr gesteigert ist, und endlich auch im Innern des Czarereiches sich der Verbrauch von Pelzen um das zweifache erhöht hat. In Folge aller dieser Umstände werden die theureren Pelzsorten von betrügerischen Händlern vielfach durch billigere, namentlich Hunde- und Katzenfelle ersetzt. Letztere Sorten kommen jedoch selten in ihrer natürlichen Farbe zu Verwendung, sondern werden meist erst gefärbt.

Wie häufig Katzenfell benutzt wird, erhellt aus der erheblichen Preissteigerung dieser Felle in Rußland. Früher konnte

man in den inneren Gouvernements Katzenfell zu 2 Kopfen für das Stück bekommen, so viele man wollte; jetzt aber werden für den Katzenbalg schon 25 bis 30 Kopfen verlangt. Besonders viele Katzenfelle liefern die Gouvernements Kasan und Simbirsk, wo man aus Anlaß jener Preissteigerung bereits vielfach besonnen hat, sich auf die Katzenzucht zu legen. Katzenfelle verwandeln sich unter den Händen geschickter Fälscher in den größeren Städten meist in „Fuchs“, während Hundefelle gewöhnlich zu „Stumts“ ungearbeitet werden.

Sonst wird Stumts, echt von graubrauner Farbe, gern durch schwarzgefärbten Waschbär imitiert, Sealfin durch Otter, Feh (Eichhörchen, Grauwerk) durch Kaninchen, Affen durch das viel gröbere Ziegenhaar und Hermelin durch weißes Kaninchenfell, dem Ohren von schwarzen Kaninchen aufgesetzt werden. Meist lassen sich Fälschungen auf der linken Seite des Pelzes erkennen; hier müssen die Farbenübergänge sich nämlich stets auf einem ungefückten Ledertheil befinden. Sind beispielsweise bei Feh die Farben gelb und braungrau zusammengestückt, so hat man sicherlich eine Fälschung vor sich.

Nach noch zahlreichere Wandlungen wie der „Dachzobelpelz“ oder Katzenbalg erleiden die Kaninchenfelle. Werden sie mit langen Haaren zugerichtet, so nehmen sie den Namen sibirischer Pelz (sibirienne) an; nach dem Ausreißen der hervorstehenden Haarpitzen heißen sie Kastor, mit Maschinen sammetartig kurzgeschoren: Otterpelz. Zu einem Pariser Kürschner kam eine Dame, die lange Jahre in Amerika gewesen war, um ihm wegen ihres von Motten heimgejuchten „kostbaren Otterpelzes“ zu Rathe zu ziehen, den sie um jeden Preis retten wollte. Der Kürschner aber sah sofort, daß dieser kostbare Otterpelz nur ein geschickt zugerichteter Pariser Katzenbalg war; die Dame hatte 120 Franken dafür gezahlt, während der wirkliche Werth sich auf 6 Franken 50 Centimes belief.

Frankreich allein erzeugt alljährlich eine ungeheure Menge Kaninchenfelle, die meist in Belgien gefärbt und verschiedenartig präpariert werden. Man bringt sie dann unter allerlei technischen Bezeichnungen als *Lapin lustré, ejarré, rosé* usw. in den Handel, während sie von den großen Pariser *Nouveauté-Fabrikanten* allerlei hochtrabende, immer wechselnde Namen erhalten. Man verkauft sie außer in Paris hauptsächlich in England und Amerika für billige Damenkonfektion. Es sind auch fast ausschließlich in diesen Ländern die Modewaaren-Handlungen und nicht die Kürschnergeschäfte, die sie verkaufen. Wer feines Rauchwerk erstehen will, ohne als Otterpelz französisches Kaninchen oder als sibirischen Fuchs russischen Kater heimzubringen, der wende sich an ein solides Kürschnergeschäft, dort wird er nicht angeführt werden.

Den Weltmarkt für Pelze aller Art und aller Länder bildet, wie zum Schluß noch erwähnt werden soll, Leipzig nun schon seit über hundert Jahren durch seine seit länger als fünfshundert Jahren bestehenden Messen. Der Umsatz im Rauchwaarenhandel hat sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre mehr als verdreifacht; die jährliche Zufuhr von Pelzwaaren nach Leipzig beläuft sich auf 30 Millionen Mark. Auf die dortige Ostermesse, zum Theil auch wohl erst auf die Michaelismesse kommen die Pelze, die im vergangenen Winter in Deutschland und in den weiter nördlich gelegenen Ländern, Rußland, Skandinavien, Grönland, Kanada und in den Hudsonsbailändern „gefallen“ sind.

An 2500 Pelzhändler aller Länder besuchen jene Messen, während die Leipziger Händler sich wiederum regelmäßig auf den großen Auktionen in London und Nischny-Nowgorod einfänden, wenn sie nicht dort, wie in Moskau und Orenburg, ständige Agenturen unterhalten.

Um von den in Leipzig umgesetzten Quantitäten eine Vorstellung zu geben, sei nur erwähnt, daß von den billigen Massenartikeln unter dem Pelzwerk dort nicht selten 3 Millionen Pelz, 1 Million Bisam und 1 1/2 Millionen russische Katzenfelle (zur Filz- und Hutfabrikation) gleichzeitig am Plage sind, abgesehen von den ja in die Hunderttausende sich belaufenden Fellen von Waschbaren, Füchsen, Iltis, Katzen, Lämmern und Stumts.

Allelei.

Ueber die Adelsfrage der Familie v. Levegow, welche am jüngsten Sonntag in Berlin ihren „Tag“ abhielt, weiß eine Berliner Korrespondenz Folgendes mitzutheilen: Der Name „Levegow“ wird gedeutet als „Lauf zu!“ Da nun die Schildfigur des Wappens „eine Zugbrücke mit einem halb heruntergelassenen Fallgatter“ darstellt, so waren hier alle Requisite bei einander, um eine jener Schiffsagen zu bilden, an welchen der deutsche Adel so reich ist. Der Urvater des Geschlechtes v. Levegow, so heißt es, lag einst vor einer starken Burg; ganz unzugänglich erschien die Befre den Belagerern. Allein, was

Keiner unter ihnen sah, das bemerkte eben jener Kriegsmann. Er gerührte es, wie er in einer Nacht das Fallgatter jener Burg halb aufgezogen wurde, entweder um Fliehenden Abzug zu gewähren oder um neue Verteidiger in die umlagerte Feste einzulassen. Selbstverständlich war dabei auch die Zugbrücke niedergelassen. Da stürmte der wackerer Krieger mit seiner kleinen Schaar raschen Muthes vor; er Allen voran. „Lauf zu! Lauf zu!“ mahnte er die Gefährten. Noch traf er schnell genug bei dem Fallgatter ein, um dessen Niederlassen zu verhindern; aber allein hatte er sich am Burghore gegen eine ganze Schaar bewaffneter Feinde zu halten, bis ihm endlich von den Seinigen Hilfe kam und er den Eingang in die Feste sich erzwingen konnte. Zum Lohne dieser Wachsamkeit und Tapferkeit soll sein Landesvater ihm zum Ritter geschlagen und ihm das Wort: „Lauf zu! Lauf zu!“ als Namen, und eine Zugbrücke mit halb herunter gelassenem Fallgatter als Wappen verliehen haben.

Musikalische Fische. Sprichworte, welche sich mit naturwissenschaftlichen Gegenständen oder Vorkommnissen befassen, sind ausnahmslos falsch. Auch der Vergleich „stumm wie ein Fisch“ hinkt in bedenklichster Weise, denn viele Fische sind sogar ausgezeichnet bei Stimme. Solche Fische sind die Knurrhähne, die Trommelfische, die knurrenden Froschlische, die Petersfische u. A. mehr. Die Töne kommen aus verschiedenen Art zu Stande. Zunächst können sie eine Art von Knirzchen sein, hervorgebracht durch das Aneinanderreiben harter Körpertheile, Theile der Brustfloßen, der Kiemendeckel, des Gebisses. In anderen Fällen aber werden sie in der Schwimmblase hervorgebracht. Die enthalt Luft und kann durch eigene Muskelatur des Humpfes zusammengepreßt werden. Bei den Knurrhähnen ist die Schwimmblase im Innern durch eine mit einer zentralen Oeffnung verbundene quere Haut in zwei hintereinander gelegene Abtheilungen getrennt. Beide haben ihre besondere äußere Muskelatur und werden von dieser abwechselnd zusammengepreßt, so daß die Luft von dem einen Ende der Schwimmblase zum anderen mit großer Gewalt getrieben wird. Hierbei geräth die Querbaut in Schwingungen und tönt daher ganz in Art der Stimmbänder im menschlichen Kehlkopf. Die Knurrhähne können sogar ihre Stimme moduliren, so daß dieselbe bald wie das Schnurren einer Kasse klingt, bald laut und hell quietscht, bald tief drummt und knurrt. Die berühmtesten Musiker aber unter den Fischen sind die Trommler, die drums der englischen Seefahrer. Die Art und Weise, auf welche diese an der Atlantischen Küste von Nordamerika lebenden Fische ihre Töne hervorbringen, ist noch nicht genau bekannt. Manche Forscher meinen, durch das Aufeinanderreiben ihrer gewaltigen Schlundhäute, andere suchen auch hier den Sitz der Stimme in der Schwimmblase, welche sehr seltsam gestaltet, vorn mit verzweigten Anhängen und an jeder Seite mit einem Längskanal versehen ist. Die Trommler leiten in „musikalischer“ Hinsicht Großes. In stillen, warmen Nächten sammeln sich diese Fische mit besonderer Vorliebe unter vor Anker liegenden Schiffen in größerer Anzahl an und beginnen ihr Konzert. Bald klingt es wie Orgelschall, bald wie Glockengeläute, Trommelwirbel, Froschgequack u. s. w. So geht es stundenlang fort, und man kann diese Töne aus einer Tiefe von 20 Meier heraus noch hören.

„Wie kann nur e Mensch net von Frankfurt sein!“ lautet ein bekanntes Witzwort des aus seine Vaterstadt stolzen Frankfurter Hofadichters Stolze. In erstenhöfster Auslegung dieses Ausspruches sind, wie das „Berliner Tageblatt“ erzählt, die guten Frankfurter neuerdings dazu übergegangen, auch den berühmten Erbauer des neuen Reichstagsbaues, Geheimen Baurath Professor Wallot, für ihre Mainstadt einzufordern, obgleich „unser Wallot“ nicht aus Frankfurt, sondern aus Oppenheim stammt und in Frankfurt nur einmal kurze Zeit ein möblirtes Zimmer bewohnt haben soll. „Unser Wallot“, so schreibt ein Mainzer Blatt, erinnert uns lebhaft an die treffende Antwort, die ein Mainzer verschiedenen Frankfurter Vörlenleuten zur Antwort gab, als sie ihm seinerzeit die Prämierung Wallots wie folgt mittheilten: „No, was sage Se zu unserm Wallot?“ worauf die prompte Erwiderung folgte: „Wenn er gestohlen hätte, wär' er von Oppenheim!“

Eine romantische Geschichte. Der Pariser „Figaro“ veröffentlicht folgende interessante Erinnerung gelegentlich der jünit gewordenen goldenen Hochzeit des Gelehrten Josef Bertrand, der den Posten eines Secretärs auf Lebenszeit in der Academie der Wissenschaften bekleidet und auch unter die „vierzig Unsterblichen“ aufgenommen ist. Am 8. Mai 1842 ereignete sich ein furchtbarer Unglücksfall auf der eben eröffneten Verkaufser Eisenbahnlinie. Die Wäder hatten Feuer gefangen und der Brand hatte sich weiter verbreitet; die Passagiere saßen sich in den Waggons eingeschlossen (die um diese Zeit von außen her versperrt waren) und zu einem furchtbaren Feuertode verurtheilt. Drei Personen befanden sich in einem der Coupees; einer davon war der berühmte Reisende Dumont d'Urville, der drei Mal die Reise um die Welt gemacht und als französischer Admiral sich unsterblichen Ruhm erworben hat. Ihm dankt das Pariser Museum auch die berühmte Venus von Milo, die er im Jonischen Archipel aufgefunden hatte. D'Urville reiste in Gesellschaft seiner jungen Frau und eines damals noch unbedeutenden Secretärs — Josef Bertrand. Während die beiden jungen Leute vor Schreden über die entsetzliche Situation außer sich waren, behielt der Admiral seine Kaltblütigkeit und gab die nöthigen Anordnungen mit feister, klarer Stimme. Er befahl seinem jungen Secretär

aus dem Fenster zu springen und dann von außen her die armer vor Schreck ohnmächtig gewordene Frau, die ihm der Admiral zureichen wollte, in seinen Armen zu empfangen. Erst nachdem seine Begleiter in Sicherheit gebracht worden waren, wollte der unerschrockene Seemann seine eigene Berion reiten, wenn es noch Zeit dazu wäre. „Retten Sie sie, mein Freund“, rief er Bertrand zu, indem er die junge Frau durch das Fenster schob, „retten Sie sie und verberathen Sie sich mit ihr!“ Das waren seine letzten Worte. Im selben Augenblicke brach der Waggon zusammen und begrub den Helnden unter seinen brennenden Trümmern. Zwei Jahre darauf heirathete Josef Bertrand die Frau Wittwe Dumont d'Urville. Man bemerkte bei dem Bräutigam eine merkwürdige Narbe an der Nase, eine Erinnerung an die furchtbare Kataitrophe, bei der er unter so tragischen Umständen sich seine Lebensgefährtin errungen hat.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren zc. angezeigt. Beschreibung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Das Recht der Lebenden.** Roman von Anna Vogel vom Spielberg. Verlag der Literarischen Gesellschaft (Geschäftsleitung M. Breitenstein). Wien, 1895. Preis für Mitglieder 3,50 M. Für Nichtmitglieder brochirt 4,20 M., gebunden 5 M. Zu Ende der achtziger Jahre in Wien und Umgebung spielend, in Kreisen, welche von den sozialen Zeitproblemen sehr wenig berührt werden, ist dieses Werk ein Familien- und Gesellschaftsroman, doch nicht im Sinne der Familienblattlektüre. Vielmehr ein Griff ins volle Menschenleben. Die leitende Idee drückt sich im Titel aus. Im Rahmen einer fesselnden Handlung, welche sich aus dem Innern der mit fraspirender Naturtreue gestalteten Charaktere heraus entwickelt, erzählt die Verfasserin die Schicksale moderner Menschen, die für die wahren oder auch nur angemachten Rechte des Herzens, der Sinne, des Blutes, sowie der individuellen Selbstbestimmung eintreten und siegen oder untergehen. Interessante Motive von oft ergreifender Wirkung wechseln ab mit lebensvollen Schilderungen des Milieu's. Durchhaucht von einem Realismus, welcher packt, hält sich das Werk frei von Tendenz und ist mit einer Objektivität geschrieben, die wohlthuend berührt. Lebendige Darstellung, Reichthum der Sprache, Temperament, Leidenschaft, Stimmungsmalerei, Tragik und nicht zuletzt ein angenehmer Humor verleihen dem Roman ein reiches Kolorit. Anna Vogel vom Spielberg, die sich als Novellistin und Feuilletonistin schon längst einen geachteten Namen gemacht, tritt mit dem vorliegenden Werke zum ersten Male als Romanchriftstellerin auf den Büchermarkt, auf dem sie fortan einen hohen Rang einnehmen wird. Das Buch wird nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen.

— **Das Land,** Zeitschrift für die sozialen und volksthümlichen Angelegenheiten auf dem Lande, Organ für die gesammte ländliche Wohlfahrtspflege (Verlag von Fromwig u. Sohn in Berlin) 3. Jahrgang Nr. 6 enthält: Armenrot. 1. In der Volkstimme der grünen Steiermark. Von B. K. Kögger. 2. In der hannoverschen Volkstimme. Von Heinrich Sobnrey. — Eine kleine Arbeiterheimstätte als Weihnachtsgeschenk. Von einem getreuen Landmann. — Zur Frage der ländlichen Volkshausen. Von Volkswalter Benner, Wallmerod. — Ein Dorfsirchhof. — Umschau: Fortpflanzung und Landwirthschaft. — Der Anstich des dänischen Landarbeiter-Verbandes an die Sozialdemokratie. — Für die Landagitation. — Bäuerlicher Gemüthsinn. — Erbauung von Kornhäusern. — Der Heimstättenentwurf. — Volksabende. — Literarische Erscheinungen. — **Wichtiges in den deutschen Volkstimmen:** Wundern in Westfalen. Von Dr. Hermann Hartmann. — Schleswig-Holsteinische Weihnachtsträume alter und neuer Zeit. — Briefkasten.

— Wir haben schon wiederholt Gelegenheit genommen, auf die im Verlage der F. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erscheinende belletristische Zeitschrift „Die Romanwelt“ hinzuweisen und freuen uns, auch heute wieder mittheilen zu können, daß in dem uns vorliegenden 11. Hefte ein neuer deutscher Roman: „Die kleine Elten“ von Rudolf Straz beginnt. Wie Spielhagens „Suft“, die ihm vorausging, uns an eine Stätte menschlichen Glanzes führte, so zeigt uns auch der Roman von Rudolf Straz eine Stätte menschlichen Glanzes, aber falschen Glanzes, des der Theaterwelt. Rudolf Straz, der Begabteste einer aus der jungen Dramatikergeneration, kennt seinen Stoff aufs genaueste, und so wie Meister Spielhagen es verstanden hat, in seiner „Suft“ alle charakteristischen Züge des kleindeutschen Hoflebens knapp zu schildern, gleichsam in Freilichtmanier, so zeigt sich auch Rudolf Straz, der berufene Schüler, erfolgreich bemüht, die Luft und den ganzen eigenartigen Duft des großstädtischen Theaterlebens in scharf gezeichneten Bildern wiederzugeben. Pierre Lotis „Japanische Herbsteindrücke“, ein halb erzählendes, halb schilderndes Reiseverf, das in Deutschland noch ganz unbekannt ist, beginnen ebenfalls im vorliegenden Hefte zu erscheinen mit ihrem ersten Stück: „Rioto, die heilige Stadt“. Wie reizvoll Lotis japanische Zustände zu schildern versteht, haben wir bereits aus seiner Skizze „Ein Ball in Jeddo“ erfahren, die in Hef 7 der „Romanwelt“ veröffentlicht wurde. Für die nächsten Hefte wird angekündigt das eigenartige jüngste Werk des Amerikaners Marion Crawford: „Ahabed“, eine Geschichte aus dem Orient. Der billige Preis von 25 Pfennig für das Wochenheft roud der „Romanwelt“ auch ferner viele Freunde zuführen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Gebensleben. — Rotationsdruck der „Halle'schen Zeitung“ Halle (S.), Leipzigstr. 87